

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 17 (2010)
Heft: 187

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Immer eine Schaufel tiefer

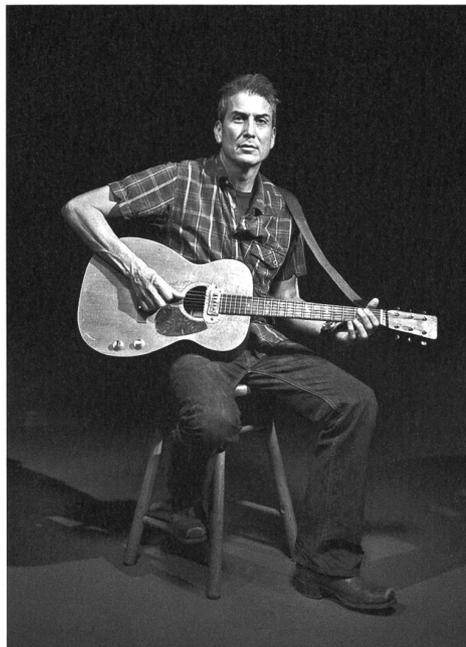
Howe Gelb skizziert brüchige Hymnen und reißt unverheilte Wunden auf. Der amerikanische Songwriter kommt in die Grabenhalle.

von PHILIPPE AMREIN

Ein herbstlicher Abend in Zürich, irgendwann Mitte der Nullerjahre. Im besten Musiklokal der Stadt, das nebenbei auch Kombüse, Museum für maritime Devotionalien und Anlaufstelle für versierte Theken-Theoretiker ist, steht ein Auftritt der einflussreichen, allerdings nur in bescheidenem Umfang kommerziell erfolgreichen Band Giant Sand an. Wobei man streng genommen eigentlich nicht mehr von einer klassischen Band sprechen kann, seitdem sich Bassist Joey Burns und Schlagzeuger Jon Convertino ausgeklinkt haben und als Anführer von Calexico musikalische Triumphe feiern. Seit dem Ausstieg der Rhythmusgruppe ist Giant Sand zu einem Vehikel geworden, mit dem Chefdenker Howe Gelb zu immer neuen Exkursionen aufbricht.

An besagtem Abend hat Gelb das Album «Is All Over the Map» im Gepäck und drei dänische Gastmusiker als Besatzung mit an Bord. Das Publikum steht erwartungsvoll im Raum, und dann beginnt das Konzert auf der Treppe zum Damenklo. Dort steht Gelb mit Gitarre und Pilotenmikrofon, durch das er erste Signale sendet. Der Gitarrist auf der Bühne antwortet per Funk auf die Anweisungen des Chefs und bald wird klar, dass Giant Sand ihren Auftritt mit einem improvisierten Soundcheck einleiten, bevor die vier Musiker die erste reguläre Nummer «Yer Ropes» anstimmen.

Der Song hat bereits etliche Jahre auf dem Buckel und markiert einen der wenigen «Hits» der Giant-Sand-Geschichte, und er eröffnet ein Konzert, in dessen Verlauf sich Howe Gelb nicht bloss als genialer Gitarrist, sondern auch als Entertainer erster Klasse beweist. Als etwa eine angezettelte Mitsingnummer nicht so richtig klappen will, spornt er das Publikum an: «Don't tell me Zurich's got no soul!» Dann nimmt er einen schnellen Schluck Whisky und erzählt, wie er sein rotes Hemd in Düsseldorf auf Anraten seiner Ehefrau gekauft habe.



Howe Gelb. Bild: pd

Aus der Einzimmerwelt

Als gutgelaunter Sprücheklopfer und charmanter Conferencier ist Howe Gelb – dessen Vorname übrigens wie «How» und nicht etwa wie «Howie» ausgesprochen wird – nur selten anzutreffen. Aus seinem Werk und Wirken dringt eher selbstversunkene, oftmals traurig grundierete Nachdenklichkeit, die der Mann bei seinen Solokonzerten auch szenisch unterstreicht. Ansatzlos wechselt er dann jeweils von der Gitarre ans Klavier, drückt ein paar Akkorde und tastet im Verlauf seiner langen Karriere bereits Unmengen geschrieben und auf zeitlos gültigen Giant-Sand-Alben wie «Glum» (1994) oder «Chore of Enchantment» (2000) verewigt. Oder auf Werken unter eigenem Namen.

Die Veröffentlichungsliste des Liedermachers aus dem sandigen US-Bundesstaat Arizona ist lang und auf den ersten Blick verwirrend. Einen stimmigen Einstieg bietet dem angehenden Fan aber beispielsweise das Album «Hisser» aus dem Jahr 1998. Darauf verarbeitet Howe Gelb den Verlust seines Freundes und Mitmusikers Rainer Ptacek, der im November 1997 an einem Gehirntumor starb. Mit ein paar faserigen Akkorden auf der Flamenco-Gitarre beginnt das Album, bevor sich dann seine einzigartige Stimme leise tremolierend in die karge Intrumentierung fügt; angeraut, aber nicht so zerklüftet wie jene von Altmeister Tom Waits, abgedunkelt, aber nicht ganz so streng formatiert wie jene von Leonard Cohen. Der musikalische Trauermarsch führt anschliessend an düsteren Pianopassagen vorbei durch eine knarzige Einzimmerwelt, deren Wände sich zusehends auflösen, hinaus in die countryfizierte Wüste, wo Kerzen in der Hitze schmelzen, ohne dass sie angezündet wurden. Hier werden unverheilte Wunden aufgerissen, und wenn man sich am emotionalen Nullpunkt wähnt, gräbt Gelb noch eine Schaufel tiefer.

Mit seinen Songs leuchtet Howe Gelb das dunkle Amerika ebenso wie die innere Landschaft aus. Beklemmende Gegenden, in denen sich allerhand zuträgt, das besungen werden muss. Freilich nicht in Form von staatskritischen Protestsongs, sondern mit beseelten Fragmenten und brüchigen Hymnen, oftmals im Skizzenstadium belassen. Der Troubadour selbst positioniert sich dabei als Teil einer Versuchsordnung, die auf der Bühne jeden Abend andere verblüffende Ergebnisse liefert. Wer als Zeuge vor Ort sein kann, darf sich glücklich schätzen.

GRABENHALLE ST.GALLEN.
Samstag, 6. Februar, 21.30 Uhr.
Mehr Infos: www.grabenhalle.ch

Hommage an einen sanften Radikalen

Marco Santi, Leiter der Tanzkompanie St.Gallen, über sein neuestes Stück, Pasolinis schüchterne Sätze und tänzerische Menschwerdung.

von ANDREA KESSLER

SAITEN: Am 13. Februar findet die Uraufführung Ihres Tanztheaters «Pasolini» statt. Ein Stück über einen der prägendsten Filmemacher und Literaten des zwanzigsten Jahrhunderts. Wie nähert man sich einem solch dichten Leben?

MARCO SANTI: Der Anfang war schwierig, da ich diesen riesigen Fundus hatte: viele Bilder, Texte und Ideen. Man scheint bei Pier Paolo Pasolini zu keinem Ende zu kommen, da er so vielfältig ist. Aber je länger ich mich mit ihm beschäftigte, desto klarer wurde mir, dass er vor allem eine Sache im Kopf hatte: Egal in welche Formen er es übersetzte, immer verfolgte er das Ideal einer besseren Welt. Es war schön, dieses Ideal fassen zu können und auf den Punkt zu bringen.

Welche Bilder von Pasolini hatten Sie in Ihrem Fundus?

Bilder aus seinen Filmen «Mamma Roma», «Salò» oder «Accatone». Es war mir klar, dass ich kein biografisches Tanztheater machen wollte, das sein Leben von der Geburt bis zum dramatischen Tod erzählt. Unsere heutige Welt des Kapitalismus hat ihn erschreckt, und gerade deshalb ist es Zeit, ihn wieder lebendig werden zu lassen. Für mich ist Pasolini nie gestorben. Physisch wurde er von Pino Pelosi ermordet, aber durch seine Kunst, seine Seele, bleibt er bei uns.

Ist es die Vielfältigkeit seines künstlerischen Schaffens, die Pasolini so faszinierend macht?

Pasolini ist ein Dichter. Auch mit seinen Filmen hat er Poesie geschaffen. Mit Tanz kann man diese gut ausdrücken. Aber seine Dichtung ist nicht nur schön, sondern beinhaltet auch Gewalt. Pasolini konnte einen wahnsinnig schüchternen, romantischen Satz machen, nur um ihn dann mit zwei Worten komplett zu zerstören. Das Schönste an ihm ist, ihn zu entdecken. Immer wieder.

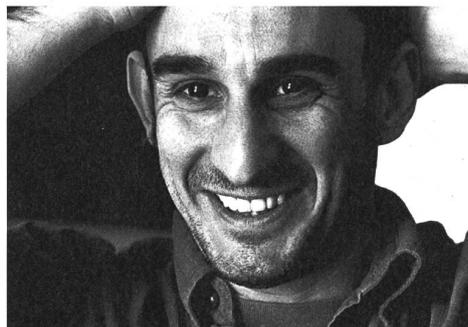
Sie haben in Osnabrück das Stück «Oedipus» nach Sophokles, Pasolini und Cocteau uraufgeführt. Hat dies die Entscheidung ausgelöst, sich mit Pasolini intensiver auseinander zu setzen?

In «Edipo Re» hat Pasolini seine riesige Liebe zu seiner Mutter verfilmt und so seine eigene

Biografie geschaffen. Als ich an Oedipus arbeitete, ist das Stück in seiner Tiefe durch die «Dimension Pasolini» stark gewachsen und dadurch sehr echt und klar geworden. Durch diese Arbeit bin ich Pasolini sehr viel näher gekommen, obwohl ich ihn schon seit meiner Kindheit lese – ein Muss in der italienischen Kultur.

Die Liebe zu seiner Mutter hat ihn durch sein Leben begleitet und geprägt. Was charakterisiert Pasolini sonst noch?

Im Film «Das 1. Evangelium – Matthäus» liess Pasolini seine Mutter als Maria, die um ihren Sohn Jesus trauert, mitspielen. Dadurch hat er sich selbst immer auch eine gewisse messiani-



Marco Santi, Bild:pd

sche Doppelbedeutung gegeben. Pasolini selbst ist eine einzige Auseinandersetzung zwischen Täter und Opfer, nicht nur seine Werke. Die Themen waren das Subproletariat, die Bourgeoisie und die Opfer. Seine Hauptfiguren hat er immer auch als Opfer verstanden und dargestellt. Er selbst wurde zur Opferfigur – nicht nur durch seine Ermordung, er hat sich auch für die Kunst und für die Politik geopfert.

Wären Sie auch bereit, sich für die Kunst zu opfern?

Ich tue es jeden Tag!

Pasolini schockiert die Menschen bis heute. 1975, in seinem Todesjahr, erschien sein letzter Film «Salò – Die 120 Tage von Sodom». Noch 2007 erwirkten Bürgerinitiativen ein Aufführungsverbot des Filmes in Zürich. Später wurde das Gerichtsurteil wieder aufgehoben ...

Das ist auch ein ganz heftiger Film – wirklich

schwere Kost. Ich glaube, dieser Film ist aus Wut entstanden, aus einem drängenden Bedürfnis, Kritik an der Macht des politischen, wirtschaftlichen und religiösen Systems zu üben. Aber dies ist nur ein Aspekt Pasolinis. Man nähert sich ihm gerne über den Schock, aber er hat auch sehr poetische Filme gemacht. Es gibt keine bessere Bezeichnung für Pasolini als die des «sanften Radikalen». Er war ein Kämpfer für die Kunst, die Dichtung. Und er war ein Mensch mit wahnsinniger Liebe und Sehnsucht nach einer besseren Welt. In seinen Werken hat er uns diese bessere Welt geschenkt.

Wie nähern Sie sich konkret in Ihrer Produktion diesem sanften Radikalen?

Ich lasse den Mörder Pelosi seine Filmmomente und Bücher entdecken. Ich kann es mir gar nicht anders vorstellen, als dass Pelosi nach dem Mord wissen wollte, wer Pasolini eigentlich war. In meiner Fantasie begann er, die Bücher von Pasolini zu lesen und seine Filme zu sehen. Darum mache ich Pelosi zum Schlüssel, der die Tür zum Stück öffnet. Die Zuschauer, die Pasolini nicht kennen, können so seine Werke kennen lernen, die anderen können ihn neu entdecken. Das ganze Stück ist eine Entdeckungsreise.

Johann Kresnik, einer der Pioniere des Tanztheaters, hat «Pasolini» 1996 auf die Bühne gebracht. Haben Sie sich von ihm inspirieren lassen?

Was Kresnik in den siebziger und achtziger Jahren gemacht hat, kenne ich gut. Dieses Stück von ihm ist mir aber unbekannt. Ich kann mir jedoch gut vorstellen, was er daraus gemacht hat. Kresnik hat oft mit krassen Bildern gearbeitet, aber seine Sprache und Ästhetik ist nicht meine. Er hat mich in meiner Produktion in keiner Art und Weise beeinflusst.

Wie sieht Ihre Arbeitsweise aus?

Es ist wichtig, dass ein Tänzer zu einem Menschen, zu einem Charakter auf der Bühne wird. Meine Stücke werden mit den Tänzern gemeinsam kreiert. Ich komme mit den Texten und fordere sie auf, eine Figur zu finden, eine Persönlichkeit zu entwickeln und die Situation zu verstehen – und zwar mit Sprache und Gesang. Dieser erste Prozess ist improvisatorisch und bedient sich noch nicht der Sprache des Tanzes.



Ein Kämpfer für die Kunst und die Dichtung: Pier Paolo Pasolini im Dokumentarfilm «Pasolini prossimo nostro» von Giuseppe Bertolucci (2006). Bild: pd

Erst wenn man die Szene, den Charakter und seine Situation verstanden hat, begibt man sich an die tänzerische Übersetzung.

Eine Herausforderung für die Tänzer, immer wieder neue Aspekte an sich selbst zu entdecken?

Ja, es ist eine Herausforderung, aber gleichzeitig hat so auch jeder Tänzer seinen eigenen Platz. Niemand kann von einem anderen kopieren. Das ist ein absolutes «No-Go». Jeder Tänzer muss individuell bleiben, jeder ist unersetzbar. Das ist das schönste Gefühl in diesem Beruf, aber es ist auch mit grossen Erwartungen verknüpft. Geplante Bilder und Szenen können nicht mehr umgesetzt werden, sobald jemand krank wird.

Sie sind mit Ihrer Tanzkompanie im Sommer 2009 von Osnabrück nach St.Gallen gekommen. Rückt man da noch näher zusammen?

Komischerweise ja. Ich habe mir anfänglich darüber keine Gedanken gemacht, aber wir sind durch den Umzug viel stärker geworden. Ich bekomme eine ungeheuer dichte Gruppenenergie von der Kompanie. Mich interessiert

im Endeffekt der Mensch auf der Bühne. Auf Grund meiner prozesshaften Arbeitsweise ist es sehr wichtig, dass ich die Dynamik der Gruppe verstehe. Wir sind mit vier Jahren Osnabrück auf dem Rücken hierher gekommen, können nun auch komplexere Stücke umsetzen und gleichzeitig doch immer noch das Publikum ansprechen. Wir erfahren in St.Gallen viel Respekt uns und unserer Arbeit gegenüber und können ohne Einschränkungen unsere Richtung des Tanztheaters weiter verfolgen.

Wie erleben Sie das hiesige Publikum?

Die Zuschauer waren schon bei der interaktiven Performance «Verkörperte Spiegel» erstaunlich offen und sind total mitgegangen. Aber wie das Publikum reagiert, kann man vorher nie wissen. Ein Stück gleicht einer Reise; man kann mitgehen oder nicht. Ausserdem ist es kein Muss, alles zu verstehen. Es ist nicht mein Ziel, eine platte Geschichte zu erzählen. Pasolini hat auch nicht die grosse Masse angesprochen. Ich finde es auch ganz schön, wenn Leute sagen, sie seien nicht ins Stück reingekommen, es habe ihnen keinen Mehrwert gegeben oder sie hätten es nicht verstehen können. Es gibt aber immer auch Leute,

die ganz eigene Ideen entwickeln. Dann hat das Stück ihre Fantasie angeregt, und sie haben es nicht nur passiv konsumiert. Selbst gehe ich ins Theater, um mitzureisen und mich von Emotionen schütteln zu lassen. Sonst wäre ein Theaterbesuch ja wie das Essen bei McDonald's: Ich bin zwar satt, aber geschmeckt hat es nicht!

THEATER ST.GALLEN.

Samstag 13. Februar (Premiere),
Mittwoch 17. Februar,
Samstag 27. Februar, jeweils 19.30 Uhr.
Mehr Infos: www.theatersg.ch



Palästina beginnt hinter der Haustür. Bild: pd

Wie nah ist Disneyland?

Die Regisseurin Cherien Dabis erzählt in «Amerrika» die Geschichte der Auswanderung einer palästinensischen Mutter mit ihrem Sohn in die USA, auf der «Suche nach dem inneren Ort des Friedens».

von URSULA WEBER

«We are Americans, Mom», brüllt die sechzehnjährige Salma durchs Kleinstadthaus. Und drückt damit mehr ihren Wunsch als ihre Lebensrealität aus. Denn so ganz ist sie eben nicht Amerikanerin, die Tochter palästinensischer Eltern, aufgewachsen in Illinois. Sie lebt zwar den unaufgeregten amerikanischen Teenie-Alltag, doch wenn sie hinter sich die Haustür zuzieht, ist sie in Palästina. So zumindest sähen es ihre Eltern gern. Und so sehr Salma sich gegen die traditionellen Vorstellungen ihrer Eltern wehrt, so sehr fühlt sie sich gegenüber ihren Mitschülern verpflichtet, die Lage in ihrer Heimat zu erklären und sich, stellvertretend für alle Araberinnen und Araber, gegen die immer wiederkehrende Pauschalisierung als finstere bombenlegende Fanatikerin stark zu machen.

Rechtfertigungszwang

Die Suche nach der eigenen Identität ist eines der zentralen Themen des Filmes «Amerrika», und dies nicht von ungefähr. Regisseurin Cherien Dabis' eigene Biografie verleiht der Geschichte Authentizität. Sie selbst ist als Tochter jordanisch-palästinensischer Eltern in den USA geboren und aufgewachsen. Gross geworden während des ersten Golfkriegs, hat sie den Rechtfertigungszwang am eigenen Leib erfahren. Sie kennt die Klischees, mit denen Menschen arabischer Herkunft zu kämpfen haben,

und das vergangene Jahrzehnt hat nicht dazu beigetragen, diese zu demontieren. Dabis hat denn auch den Zeitpunkt, in dem sie ihren Film ansiedelt, bewusst gewählt. Die Protagonistin Muna und ihr Sohn Fadi betreten das Land ihrer Zukunft just in dem Moment, in dem die Amerikaner den Irak angreifen.

Die alleinerziehende Palästinenserin Muna mag nicht über die in der Fremde lauenden Schwierigkeiten nachdenken. Denn alles ist besser als das Leben in Palästina, das durch die jahrelange israelische Besatzung nahezu unmöglich geworden ist. Und so tut sie, sobald sich ihr die Gelegenheit bietet, das, wovon sie sich ein besseres Leben verspricht: Sie packt die Koffer und wandert aus. Die kurz gehegten Zweifel werden von israelischen Soldaten rasch aus dem Weg geräumt, als ihr Sohn während einer Kontrolle aus dem Auto gezerrt, durchsucht und schikaniert wird. Die Brutalität der Besatzung wird Muna, und mit ihr den Zuschauenden, in ihrer Unausweichlichkeit deutlich vor Augen geführt.

Auf dem Boden der Realität

Cherien Dabis stellt sich mit «Amerrika» der heiklen Aufgabe, die Geschichte einer «Suche nach dem Ort des inneren Friedens» zu erzählen. So drückt sie sich aus und lässt ihren Film im Westjordanland beginnen, um den Kontrast zwischen Palästina und den USA mit starken

Bildern zu unterstreichen. Es ist schwierig, den von Hoffnung geprägten Ortswechsel in all seinen Facetten darzustellen, ohne sich ständig Klischees zu bedienen oder die Story allzu vorhersehbar aufzuziehen. Und es gelingt Cherien Dabis nicht immer.

Dass Muna und Fadi im gelobten Land hart auf dem Boden der Realität landen, verwundert nicht. Die Jobsuche gestaltet sich schwierig, das Bild des perfekten Lebens der schon lange in Illinois lebenden Verwandten bekommt Risse, es ist grau, kalt und eng. Im angespannten politischen Klima ist den Ängsten der Amerikanerinnen und Amerikaner kaum etwas entgegenzuhalten. Fadi wird von den Mitschülern kurzerhand in Osama umbenannt und auf Salmas Auto steht eines Tages – ortografisch falsch – der Schriftzug «Al-Kada». Der hilfsbereite Schuldirektor ist ausgerechnet polnischer Jude und geht von Beginn weg von der falschen Annahme aus, Muna sei Muslima. Und dass nicht unbedingt alle, aber doch die meisten Muslime Terroristen sind, dessen sind sich Fadis Mitschüler ziemlich sicher.

Moderne Mythen

Zur Auflockerung der tragikomischen Geschichte bedient sich Dabis einiger moderner Mythen, die etwas abgelutscht sind. So fragt Muna, kaum in den USA angekommen, wie nah denn Disneyland sei, und übersetzt im Gespräch mit einem ignoranten Zollbeamten das Wort «occupation» für sich mit Besatzung statt mit Tätigkeit. Ihre Mutter ruft derweil besorgt aus Bethlehem an, weil in Kalifornien die Erde gebeht hat.

Cherien Dabis sieht sich als Autorin der ersten «Immigrationsgeschichte einer arabischstämmigen Amerikanerin» und hofft darauf, dass «die Menschen aus dem Kino kommen und die Klischees vergessen haben». Sie meistert diese Aufgabe alles in allem gut. Ein Glück für den Film ist, dass die Regisseurin sich als Erzählerin eines beschwerlichen Alltags sieht, sich aber nicht anmasst, Antworten auf die grossen Fragen zu finden, die im Raum stehen: Wie findet man Heimat? Und worauf beruht Identität?

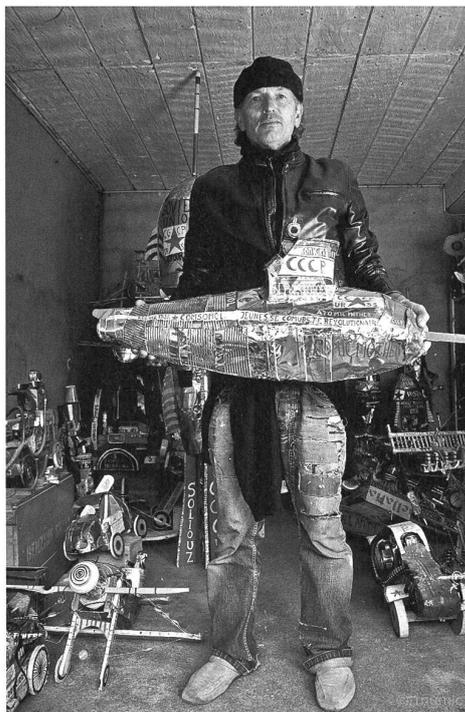
KINOK ST.GALLEN.

Genauere Spieldaten
siehe Veranstaltungskalender.

Kriegsspielzeug und Totenwrack

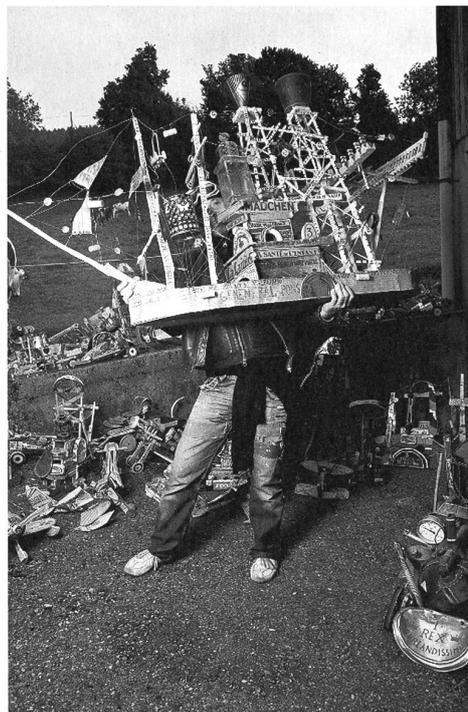
In der Ausstellung «Seh-Wechsel» im Museum im Lagerhaus prallen François Burlands «Toys» auf Hildegard Spielhofers stilisierte Fotografien eines gestrandeten Schiffs.

von MONIKA SLAMANIG



François Burland mit seiner Flotte. Bild: Murielle Michetti

Manch ein Kind gebliebener Mensch würde sich derzeit im St.Galler Museum im Lagerhaus wohl gern auf den Boden setzen und François Burlands kuriose Luft-, Wasser- und Weltraumvehikel aufeinander prallen lassen. Die klapprigen Konstruktionen fordern zum Spielen auf – der Westschweizer nennt sie Jouets, Toys, Spielzeug. Aber im Museum spielt man nicht. Ausserdem ist es knallhartes Kriegsspielzeug. Und damit spielt man erst recht nicht. Allein die Zerbrechlichkeit der Toys erfordert museale Distanz. Die grossen und kleinen, bemannten und führunglosen Schiffe, Flugzeuge, Panzer und Raketen mit oder ohne Atomköpfe, Bomben und Kanonen sind aus zersplitterten Holzleisten, rostigen Werkzeugteilen, ausrangierten Küchenutensilien, Draht, Flaschendeckeln, Blech-dosen und Verpackungsmaterial gebaut; Gerümpel aus dem Müllcontainer für eine Kunstform, wie man sie aus Weltteilen kennt, in denen Abfall als Konstruktionsmaterial dient, weil es das einzige ist, was es im Überfluss gibt. Der 52-jährige selbst ernannte «Space Cowboy» hat viele solcher Länder bereist.



Bakunin und Langnese

Wie bei den Toys, die Burland in wenigen Monaten geschaffen hat, ist man auch bei den Titeln und Kurzbotschaften, die sie in krakeliger Schrift überziehen, nicht sicher, ob sie ernsthafte oder ironische Anspielungen auf historische Ereignisse, Persönlichkeiten, Produkte und Parolen oder ihn selbst sind. So kann es sein, dass neben «Coop Bodenwiche» «Trotsky» steht, neben «Langnese Honig» «Burland mekanic destruktiv comando» oder dass ein Deckel von «Hipp Babynahrung» eine Kanone zielt. Nebst Verballhornungen wie «Rolex Poissonsfris» und «Totalkaput» kommen häufig die Sowjetunion und ihre Kreise zum Zug, etwa mit «Action directe Bakounine» und «Octobre rouge», und nur am Rand einige wenige Vergnügungsschiffe in Regenbogenfarben und mit Namen von Sehnsuchts-Orten wie «Zanzibar», «Valparaiso», «Terre de Feu», «Pôle Sud». Dieser kuriosen Toywelt zwischen Ernstfall und Spiel, Kunst, Abfall und Recycling drückt er seinen Stempel auf, Burlandissimus Rex.

Poesie des Morbiden

Burlands Kriegsspielplatz gegenübergestellt sind Hildegard Spielhofers Fotografien der «Voile Liberté», einem gespenstischen Schiffswrack, das die Künstlerin aus Basel an der Nordküste Sardinien aufgespürt und dessen Zerfall über Jahre hinweg beobachtet und dokumentiert hat. Manche Überreste der «Segel der Freiheit», etwa eine ausgefranzte Schiffsplanke, mit einem Text beschrieben, oder ein zerfressenes Stück Reling, ergänzen die Fotografien aus der Serie «Portobello». Mit Langzeitbelichtung im Dunkeln aus verschiedenen Perspektiven aufgenommen, wirken die Fotografien des Wracks trotz ihres morbiden Charakters poetisch und verklärt: mal das ausgeweidete offene Innere, rostig blutend im Sand, mal ein gestrandeter Walfisch, ein überirdisches Wesen in blau-weissem Licht, nicht mehr als Form erkennbar, sondern schemenhaft, verfremdet, eine abstrakte Plastik vor der samt-schwarzen Kulisse des nächtlichen Strandes, reingewaschen von allem Wüsten, nicht mehr von dieser Welt.

Störung der Totenruhe

Burlands Kriegsspielzeug auf Spielhofers «Voile Liberté» loszulassen, ist, wie die Totenruhe einer Grabstätte zu stören. Während die Schiffswrack-Ansichten in Schwarz und Eisblau wie Wiedergänger von Opfern unbekannter Katastrophen anmuten, wirkt Burlands Kriegsmaschinerie auf zwiespältige Weise lebendig. Die Fotografien geben wieder, was von Kriegsschauplätzen, wie Burland sie auf Collagen darstellt, übrig bleibt: Wenn die Toten begraben sind, die Erschütterung gewichen und Gras (oder Sand) über die Trümmer gewachsen ist, bleiben andächtige Stille, sogar Zauber und Schönheit.

Spielhofers wie Burlands Werke sprechen eine vieldeutige Sprache oder schweigen. Die Gegensätze irritieren, zwingen immer wieder, umzudenken, erneut hinzuschauen, zum eigentlichen Seh-Wechsel, wie der Ausstellungstitel andeutet. Die Gemeinsamkeit, die Entsprechung sucht man vielleicht vergebens. Doch eben diese Gegensätze sowohl von Burlands Recycling-Kunst(handwerk) und Spielhofers stilisierter Fotografie als auch im Zusammenspiel oder in der Spiegelung der beiden führen zum Kern: vom Spiel zum Ernst, von der Parodie zur Dokumentation, oder umgekehrt, schliesslich vom überschäumenden Noch-Leben des von der Katastrophe Bedrohten in die Grabesruhe, vom überheblichen Getue zum ewigen Schweigen, vom angestrengten Brüten zum befreienden Lachen. Wie auch immer: Man kann sich nicht in einer Deutung sonnen wie das Kind im Triumph einer gewonnenen Spielzeugschlacht. Kein Kinderspiel.

MUSEUM IM LAGERHAUS ST.GALLEN.

Bis 7. März. Öffnungszeiten:

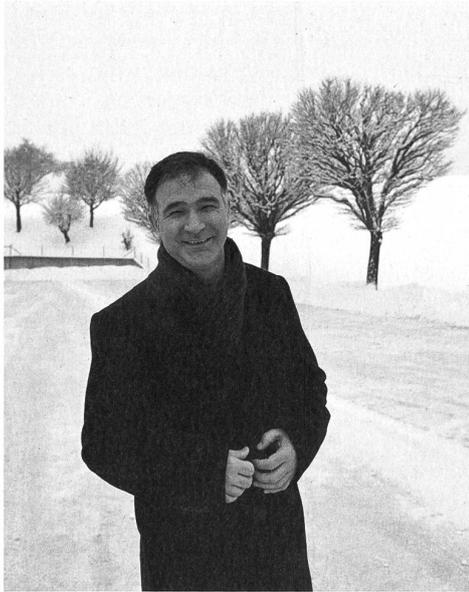
Di bis Fr, 14–18 Uhr, Sa/So, 12–17 Uhr.

Mehr Infos: www.museumimlagerhaus.ch

Poezi in Priština

In Kosova, Albanien und Mazedonien wird das Interesse an Ostschweizer Lyrik geweckt.

von RICHARD BUTZ



Der Schriftsteller Isuf Sherifi in Wittenbach. Bild: Christiane Dörig

Wo liegt Tetovë? Nur wenige hierzulande kennen wohl diese Stadt, auch Tetova geschrieben, in der Republik Mazedonien. Und dass im dort ansässigen Verlag Arbëria Design sieben Lyrikbände albanisch-deutsch von sechs Ostschweizer Autoren und einer Autorin erschienen sind, ist sicher eine Überraschung. Die sieben Namen sind durchaus klingvoll: Beat Brechbühl, Werner

Bucher, Christine Fischer, Fred Kurer, Ivo Ledergerber, Clemens Umbricht sowie Joseph Kopf. Und klingvoll sind auch die Titel, wie etwa «Zwischen zwei Gedanken – Mes dy mendimesh» von Clemens Umbricht oder «Du bist dein Retter & dein Feind – Ti je shpëtimtari & hasmi yt» von Werner Bucher.

Eine St.Galler Initiative

Des Rätsels Lösung liegt in St.Gallen und heisst Albanischer Kulturverein Mëmëdheu. Eine treibende Kraft in diesem 1992 gegründeten Verein ist der zur albanischsprechenden Minderheit in Mazedonien gehörende, jetzt in Wittenbach lebende und im Integrationsbereich tätige Schriftsteller Isuf Sherifi. Dieser Verein hat damals über einen Treffpunkt an der Oberstrasse verfügt und eine eigene Bibliothek mit rund 1500 Büchern geführt. Inzwischen gibt es keinen eigentlichen Treffpunkt mehr, aber aufgelöst ist der Verein deswegen nicht. Rund achtzig aktive Mitglieder zählt er zurzeit. «Die Bedürfnisse haben sich seit der Unabhängigkeit des Kosova verändert, aber wir planen, uns in Zukunft vermehrt mit Themen und Problemen der Integration zu beschäftigen», erläutert Sherifi. Nicht verändert hat sich die Begeisterung für die Literatur und das Kulturgut Buch. Isuf Sherifi und seine Freunde wollen mit diesen sieben Lyrikbänden Brücken schlagen, Interesse für die Schweizer Literatur in Kosova, Albanien und

Mazedonien wecken. Nicht zum ersten Mal, denn bereits im Jahre 2004 erschien im Verlag Pro Kultura in Priština der zweisprachige Band «Kuartet Poetik» mit Gedichten von Fred Kurer, Mustafë Xhemali, Ivo Ledergerber und Isuf Sherifi. Und ein Jahr später, ebenfalls in Priština, die von Isuf Sherifi zusammengestellte Anthologie «Blick durchs geöffnete Fenster – Zweisprachige Gedichte deutsch- und albanischsprachiger Autoren». Massgeblich an all diesen Publikationen beteiligt ist der in Albanien geborene, jetzt in Deutschland lebende Ferdinand Laholli, der selbst mehrere Lyrik- und Prosa-bände veröffentlicht hat. Er hat sämtliche Bücher übersetzt.

Echo dort und hier

In albanischsprachigen Medien hat die Herausgabe dieser Publikationen ein starkes und positives Echo gefunden. Es wurde auch gewürdigt, dass Isuf Sherifi und Shqipton Rexhaj, der ebenfalls in der Ostschweiz lebt, in der St.Galler Lyrikanthologie «Büchlings auf Grün» (2005) vertreten sind. Fred Kurer und Kultur im Bahnhof wollten die neue, siebenfache Lyrik-Initiative nicht unbeantwortet lassen. Das Resultat: Zusammen mit dem Albanischen Kulturverein wird am Samstag, den 27. Februar, im Bahnhof St.Gallen ein Literaturfest unter dem Titel «Albanisch-schweizerischer Literatur-Transfer» stattfinden. Ferdinand Laholli kommt aus Deutschland, alle Autoren werden Texte – parallel zu den albanischen Übersetzungen – lesen, Fred Kurer zusätzlich auch Gedichte von Joseph Kopf. Das Aion Quintett wird den Abend mit einem Jazzkonzert bereichern, und für die kulinarische Seite sorgt der Verein.

BAHNHOF ST.GALLEN.

Foyer und Festsaal im ersten Stock, Samstag, 27. Februar, 18 bis 24 Uhr.

LITERATOUR

mit RICHARD BUTZ

Nordamerikanische Familiensaga.

Jim Harrison, Jahrgang 1937, gehört zu den bedeutendsten US-Schriftstellern der Gegenwart und hat gegen dreissig Bücher (Lyrik, Romane, Erzählungen und Essays) veröffentlicht. Seine Bücher wurden in 22 Sprachen übersetzt, in Frankreich sind sie schon fast Kult, aber deutschsprachigen Leserinnen und Lesern sind sie bisher in Übersetzung nicht zugänglich gewesen. Das ändert sich jetzt erstmals mit «Schuld». Harrison wird oft mit Faulkner verglichen,

der es meisterhaft verstanden hat, Menschen und Natur zu beschreiben. Harrison lebt im hohen Norden, im Staate Michigan. So siedelt er seine Bücher oft dort an, verwebt Eigenes mit Fiktivem, setzt sich mit der Kultur der verdrängten Indianer auseinander und malt Landschaft und Natur mit Worten. Die Handlung in «Schuld» ist düster, eine Variation des Schuld- und Sühne-Themas, eine Familiensaga, eine Geschichte der Ausbeutung von Natur, Liebe und Sexualität. David, die Hauptperson, will sich von der Familie lösen. Er verachtet, ja hasst seinen despotischen Vater und fühlt sich von der tablettensüchtigen Mutter

im Stich gelassen. Eine Art Erlösung bringt der gewaltsame Tod des Vaters, an dem David auf schauerliche Weise beteiligt ist. Damit beginnt und endet der in drei Zeitabschnitte aufgeteilte Roman.

Harrison ist mit diesem Buch nicht nur auf Zustimmung gestossen, aber er hat, so die «New York Times», «einen bleibenden Beitrag zur Galerie der bösen Väter in der Literatur geleistet». Zu hoffen ist, dass «Schuld» der Auftakt zu weiteren deutschen Übersetzungen dieses – gemäss Colum McCann – «Grossmeisters der amerikanischen Literatur» ist.

JIM HARRISON: SCHULD.

Arche Verlag, Zürich 2009.

Südafrikanische Parabel.

André Brink, Jahrgang 1935, gilt als einer der wichtigsten Autoren Südafrikas, schreibt auf Afrikaans und Englisch und ist international bekannt geworden durch die Verfilmung seines Romans «Weisse Zeit der Dürre» (1978). Es hat wiederholt Versuche gegeben, Brink im deutschsprachigen Raum ähnlich durchzusetzen wie J.M. Coetzee, Doris Lessing oder Nadime Gordimer, aber so ganz gelungen ist dies bisher leider nicht. Es ist verdientvoll, dass dies nun der Berliner Osburg Verlag unternimmt, zuerst mit dem Roman «Die andere Seite der

Stille» (2008) und jetzt mit «Kupidos Chronik» (im Original «Praying Mantis»). Dies ist die Geschichte des «Hottentotten» Kupido Kakkerlak, einer historisch verbürgten Person, der um 1760 auf einer holländischen Farm in Südafrika zur Welt kommt. Er steht im Ruf, über magische Fähigkeiten zu verfügen, wird vom Farmer frei gelassen und gilt vorerst als ruheloser Schürzenjäger, Trinker und Schläger. Kupido hadert mit sich, weil er glaubt, seinen Gott Heitsi-Eibib mit seinen Taten enttäuscht zu haben und nähert sich christlichen Missionaren an. Er wird 1803 zum ersten einheimischen Missionar ernannt und geht nun hart gegen die Anhänger der Naturreligionen vor. Kupido scheitert grandios und muss einsehen, dass niemand zu einem Glauben gezwungen werden kann. Schliesslich erscheint ihm die Gottesanbeterin und zeigt ihm den Weg – wohin, ist ungewiss. Brink gelingt in diesem Roman eine Parabel auf Südafrika, er erzählt sie mit leichter Hand und treibender Spannung.

ANDRÉ BRINK: KUPIDOS CHRONIK.
Osburg Verlag, Berlin 2009.



Bild: Samanta Fuchs

Ostschweizer Nachlese.

«Gedichte / lies sie einmal dunkel / einmal hell / lies sie mit den Augen des Mittags / und lies sie / mit den Augen der Mitternacht.» Mit diesem eindrücklichen Gedicht, in dem der ganze Zauber der Poesie enthalten ist, eröffnet Werner Lutz seinen neuesten Band «Kussnester»; 85 Gedichte, dazu vier Tuschzeichnungen des Autors, herausgekommen ein Jahr vor dem achtzigsten Geburtstag des in Wolfhalden geborenen Dichters und Malers. Lutz ist ein Meister des abgezirkelten Wortes,

keines ist zuviel, keines zu wenig, nie eines beliebig, nie eines gekünstelt. Die meisten Gedichte sind kurz, manchmal verknappen sie sich auf zwei oder drei Zeilen, die aber nicht ins Aphoristische abgleiten, sondern eine Erkenntnis auf den Punkt bringen: «Es fliegt sich leichter / mit leeren Händen».

Wie Werner Lutz liebt auch Irène Bourquin die knappe Form in ihren 57 gestochen scharfen Erzählungen «Im Nachtwind». Bourquin pflegt einen bewussten Umgang mit der Sprache, sie beobachtet und beschreibt präzise, schöpft aus dem Alltäglichen und

verwandelt es in eine ganz besondere Erfahrung. Im Zyklus «La nonna» verarbeitet die Autorin südliche Erfahrungen, verfremdet und behandelt sie aber sprachlich so, dass sie nicht zu Reizenotizen, sondern zu Literatur werden.

Zehn Gedichtbände hat Jochen Kelter bis 2008 veröffentlicht, der neueste und elfte heisst «Eine Ahnung von dem was ist». In Kelters dichterischen Erkundungen, in zehn Abschnitte unterteilt, liegt viel Trauer, Skeptik und Schwere, so etwa in «All diese Orte», wo er schreibt: «Ach all diese Orte / Schall Rauch kein Krumen / Erde unter dem Schuh / kein Ziehen im Herz». Kelters Gedichte sind durchkomponiert, kunstvoll, empfindsam und nachklingend nicht schnell vergessen.

**WERNER LUTZ:
KUSSNESTER.**

Waldgut Verlag, Frauenfeld 2009.

**IRÈNE BOURQUIN:
IM NACHTWIND.**

Waldgut Verlag, Frauenfeld 2009.

**JOCHEN KELTER:
EINE AHNUNG VON
DEM WAS IST.**

Klopfer & Meyer, Tübingen 2009.

SCHAUFENSTER

von DAVID WEGMÜLLER

Arte Povera im reichen Ländle.



Bild: pd

Beharrlichkeit zahlt sich aus – das konnte Friedemann Malsch, Direktor des **Kunstmuseums Liechtenstein**, nach über zehn Jahren Amtstätigkeit feststellen. 1996 hat er als Leiter der Staatlichen Kunstsammlung begonnen, vier Jahre später konnte er das Kunstmuseum Liechtenstein einweihen. Der dunkle Monolith

war lange Zeit ein Stein des Anstosses, man wollte sich nicht so recht an das «Monstrum» gewöhnen. Inzwischen sind die Diskussionen abgeebbt, die Institution hat sich behauptet. Auch international.

Doch nicht nur äusserlich wurde der Kunst ein markantes Zeichen gesetzt, auch inhaltlich hat Friedemann Malsch viel bewegt. Wer hätte schon gedacht, dass sich Arte Povera in einem Land wie Liechtenstein durchsetzen kann. Diese leise Kunst bildet inzwischen den Schwerpunkt der Staatlichen Kunstsammlung und ist mit ihrem Fokus auf dreidimensionale Werke die grösste Arte-Povera-Sammlung der Welt. Eine weitere entscheidende Rolle für die Positionierung spielte auch der Ankauf der Sammlung Ricke, die gemeinsam mit dem Kunstmuseum St.Gallen und dem Museum für Moderne Kunst Frankfurt erfolgte.

Auch im Jubiläumsjahr konzentriert sich die Ausstellungstätigkeit vorwiegend auf die Moderne. Den Auftakt bildet die Ausstellung «Gotthard Graubner. Malerei». Gezeigt werden Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen. Über die Sommermonate präsentiert das Kunstmuseum eine umfangreiche Ausstellung zur Arte Povera. Der Fokus liegt auf der Kernzeit der Bewegung in den späten 1960er-Jahren. Einen Blick in vergangene Jahrhunderte gewährt die Ausstellung «Der Fürst als Sammler. Neuerwerbungen unter Hans-Adam II. von und zu Liechtenstein» ab Ende September. *Anita Grüneis*

Mehr Infos:
www.kunstmuseum.li

Originalschnauz.

Tausendfach wurde **Herr Mäder** zwischen zwei Buchdeckel gedruckt und landete in unzähligen St.Galler Stuben, in



Bild: js

Bibliotheken von Exil-St.Gallerinnen, auf WG-Toiletten und immer wieder schweizweit bei allen möglichen Herr Mäders unterm Christbaum. Der Schnauz lebt weiter, auch wenn er seit 2005 nicht mehr in diesem Magazin abgedruckt wird, wo er über Jahre das Treiben der Gallenstadt rapportierte und ab und zu, aber immer auch zu ihrem besten, sabotierte. Vor Weihnachten meldete er sich auf einem grossen Poster zurück. – Kein Wunder, ist so wenig von ihm zu hören, Mäder baut an einem grösserwahnsinnigem und finöggelem Modell St.Gallens. Vollends



JazzRockPop-Akademie Winterthur



WIAM

Untere Vogelsangstr. 7, 8400 Winterthur
Tel. 052 212 56 67 www.wiam.ch

Neu am WIAM International renommierter
Gitarrist Harald Haerter

Vollzeitstudium RockPop und Jazz
Lehrdiplom SMPV anerkannt

Vorbereitung Vollstudium

Fähigkeitsausweise I + II

(berufsbegleitend)

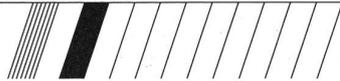
allgem. Abteilung

Instrumental-, Theorieunterricht, Workshops
(alle Levels)

Semesterbeginn 23. August 2010

verlangen Sie den detaillierten Prospekt

Stadt St.Gallen
Fachstelle Kultur



Werkbeiträge 2010

Die Stadt St.Gallen schreibt jährlich Werkbeiträge aus, die der Förderung innovativer Ideen und Projekte dienen. Eingabeschluss für die Werkbeiträge 2010 ist der 28. Februar.

Zur Bewerbung eingeladen sind Kulturschaffende aus sämtlichen Sparten und Bereichen der Kultur, die Wohnsitz in St.Gallen haben oder welche früher hier wohnten, sich aber vorübergehend zu Studien- und Ausbildungszwecken auswärts aufhalten.

Gruppen können berücksichtigt werden, wenn die Mehrheit der Mitglieder in der Stadt wohnhaft ist. Es gibt keine Altersbeschränkung.

Weitere Informationen erhalten Sie auf www.kultur.stadt.sg.ch oder bei der

Fachstelle Kultur
Rathaus
9001 St.Gallen
Telefon 071 224 51 60

St.Gallen, Fachstelle Kultur, Februar 2010
www.stadt.sg.ch



Kulturförderung
Kanton St.Gallen

Werkbeiträge 2010

angewandte Kunst
bildende Kunst
Film
Literatur
Musik
Theater/Tanz

Atelierwohnung Rom

Aufenthalte zwischen
Nov. 2010 und Okt. 2011

Informationen und Anmeldeformular 2010

www.kultur.sg.ch - Rubrik Förderinstrumente

telefonisch: 071 - 229 43 29

Anmeldeschluss: 20. März 2010

www.appenze
kulturell.ch

zurückkehren wird er nicht so schnell, er hat viel zu tun, denn nun pfeifen die Spatzen von den Dächern, er spiele auch noch mit seinem Chef Manuel Stahlberger und zusammen mit den wunderbaren Tomaten und Beeren in einer Band. Einen Auftritt hatten sie bereits im Viertel in Trogen, ein weiterer folgt diesen Monat im Rorschacher Marienberg an einem Benefizanlass fürs St.Galler Sozial- und Umweltforum. Herr Mädens und Stahlbergers grosser gemeinsamer Auftritt findet aber diesen Monat in Frauenfeld statt, wo Stahlbergers fantastische Originalzeichnungen ausgestellt werden. Unbedingt hingehen, wer hinter das Geheimnis der wahn-sinnigen Schraffuren kommen oder Genaueres über Stahlbergers Tippex-Verbrauch erfahren will. Zudem wird Stahlberger an der

Vernissage ein paar Lieder singen und Ende des Monats mit Stefan Heuss vorbeischauen. Jeweils sonntags ist der Zeichner in der Ausstellung anwesend. (js)

GALERIE STEFAN RUTISHAUSER FRAUENFELD.
13. bis 18. Februar. Vernissage mit Konzert: Freitag, 12. Februar, 19 Uhr. Stahlbergerheuss: Sa, 27. Februar, 21 Uhr. Öffnungszeiten: Sa, 13., 20. und 27. Februar, So, 14., 21. und 28. Februar, jeweils 14–17 Uhr. Mehr Infos: www.stefanrutishauser.ch

Der Alltag der anderen.

Ein Korridor, durch den die Shakira-Musik des allwöchentlichen Fitnessprogramms weht, gähnt in alltäglicher Mittagsmüdigkeit dem Besucher entgegen. Spärlich hängen Werke der Künstlerin **Sonja Hugentobler** im Korridor im ersten Stock des



Bild: Sonja Hugentobler

Bahnhofgebäudes: Bilder, Fotografien und kleinere Installationen. Die Pressemitteilung erzählt von «höllischen Denkern» und von «himmlischen Träumern», von einer «neuartigen Thematisierung des Alltags». Ein winterlicher Alltag des Fussbades etwa, oder der Reise-Alltag Dutt tragender Omas oder der träumerische Alltag bewaffneter Reiterinnen oder der sommerliche Alltag des eigenen

Gartenswimmingpools. – Ein ferner Alltag der «anderen»?

Die Werke erzählen von der Ruhe, die zwischen den Sekunden alltäglich monotoner Verrichtungen verborgen liegt. Momente, die der blind machende Alltag ohne zu kauen geradewegs hinunterschluckt. Sonja Hugentoblers Auge richtet sich auf diese kurz aufblitzenden und rasch verschwundenen Momente im fernen Alltag «anderer Leute». Ein idealer Ausstellungsbesuch beim alltäglichen, feierabendlichen Warten auf den überfüllten Pendlerzug, während diesen, Hand aufs Herz, ärgerlichen «Warteminuten» der Ruhe. (ak)

BAHNHOF ST. GALLEN.

Korridor 1. Stock.

Bis 12. März. Öffnungszeiten: Mo bis Fr, 8–22 Uhr, Sa, 9–16 Uhr, So, 9–14 Uhr.

THEATERLAND

Clowneske Groteske.

«Your own ... personal ... Jesus ...», singt ein zweibeiniger Elefant in Gummistiefeln mit heiserer Stimme. Dazu spielt eine alte Frau in einem riesigen blauen Rock, mit Spitzenhäubchen und grauslig hervorstehenden Zähnen auf der Ukulele und kräht: «Reach out and touch faith.» Und dazwischen steht die rotwangige Isabelle und pustet tapfer in ihr Es-Horn.

Die **Compagnie Buffpapier**, bestehend aus Franziska Hoby, Stéphane Fratini und Manuel Gmür, hat für ihre neuste Produktion «Le petit Cabaret Grotesque» drei Charaktere aus früheren Stücken vereint. «Wir haben die Figuren zusammengeführt, die uns persönlich am meisten am Herzen lagen und die wir lebendig halten wollten», sagt Franziska Hoby. Das sind Madame Jocaste (Fratini) aus «Rita & Madame Jocaste», eine Art mittelalterliche Quacksalberin. Isabelle La Belle (Hoby) aus dem gleichnamigen Stück sowie ihr bester Freund, der Elefant (Gmür), von dem niemand richtig weiss, woher er kommt – aus dem Kosmos vielleicht. «Isabelle ist im Vergleich zu den zwei anderen wohl



Bild: pd

fast die normalste Figur», sagt Franziska Hoby. Und Isabelle ist es auch, die etwas ungeschickt, dafür umso liebenswerter Nummer für Nummer ansagen und durch den Abend führen wird.

Die Compagnie Buffpapier ist schon seit längerem unterwegs mit ihrem grotesken Cabaret. Sie trat bisher jedoch stets zusammen mit anderen Künstlerinnen und Künstlern auf, verstand das Projekt quasi als «work in progress». Die verschiedenen «Kunststücke», die dabei entstanden sind, hat die Compagnie nun zu einer abendfüllenden Revue zusammengestellt, die sie Ende Februar erstmals in der Grabenhalle aufführen und nachher auf eine kleine Tournee durch die Schweiz mitnehmen wird.

Sie nimmt altbekannte Motive auf, und verfremdet sie, überdreht sie in surreal Skurriles. Die langbeinige Madame Jocaste tanzt als Riesenballerina majestätisch über

die Bühne, statt einer hübschen Dame wird der Elefant im Holzkasten zersägt. Die Compagnie Buffpapier zelebriert «die Kunst der Verwirrung», «eine Absage an das heutige Showbiz», wie sie sagen. Und hinter all der Schrülligkeit und Groteske blinzelt auch immer die Poesie hervor. (nol)

GRABENHALLE ST. GALLEN.

Donnerstag, 25. (Premiere), Freitag, 26., Samstag, 27. Februar, jeweils 20.30 Uhr. Mehr Infos: www.grabenhalle.ch

Pantoffelhelden.

Jedes Kind spielt wohl im Zuge seiner fantasiestarken Jahre einmal ein selbsterfundenes «Theäterlis» daheim zum unbändigen Stolz oder unsäglichen Leidwesen der Eltern. Die erwachsene, professionalisierte Form davon heisst heute «**Heroes@home – Eine dramatische Hausbesetzung**».

Die anfänglich nichts ahnenden Hausbesetzer erhalten an der Kasse des Stadttheaters Konstanz eine Wegbeschreibung durch die Altstadt bis zu einer bestimmten «Hausnummer 5, im 3. Stock». Dort wartet eine Wohnung als Theaterbühne auf ihre Besucher. Der Fernsehapparat ist an, im Bad duscht jemand singend und Kaffeeduft zieht durch die gemütliche Wohnung. Bald fläzt sich Baal aus

Brechts gleichnamigem Stück im gelben Bademantel auf dem Sofa, umringt von den Unverhofften, und dichtet seine Lyrik. Camus' Meursault aus «Der Fremde» sitzt auf der Leiter, Schillers Maria Stuart tobt in einer Zwangsjacke durch die Stube und im Fernsehen posiert aus Büchners «Dantons Tod» die Puppe und Prostituierte Marion. Die Helden in Pantoffeln sind greifbares Jetzt, beängstigend nah fast, denn keine «vierte Wand» lässt das Geschehen aus sicherer Entfernung beobachten. Anders als im kindlichen «Theäterlis» warten hier grosse literarische Monologe auf, fantasiestark parlierend im Hier. (ak)

STADTTHEATER KONSTANZ.

Donnerstag 4., Freitag 5., Mittwoch 10., Samstag 27. Februar, jeweils 20.15 Uhr. Samstag 27. Februar zusätzlich um 21.45 Uhr. Mehr Infos: www.theaterkonstanz.de

VON DER ROLLE

von DAVID WEGMÜLLER



Bild: pd

Die Bödeler.

Wo andere Völker die Rhythmik als Teil ihres Erbguts weiter tragen, kommt der durchschnittliche Mittelland-Schweizer im Allgemeinen hüftsteif zur Welt. Erst in der Pubertät, wenn Mädchen- und Bubenturnen gewaltsam zusammengeführt werden, entscheidet sich, wer die Koordination zum Tanzen besitzt und wer ein «Gstabi» bleibt. Elias Roth aus Hemberg SG gehört zur ersten Kategorie. Fast wäre er als gelernter Bauer ein Mann fürs Grobe geblieben, doch seit ihn ein Kollege mit neunzehn in den Trachtenverein geschleppt hat, ist er passionierter Steptänzer und Mitglied im Komitee für Preisbödeln im Toggenburg. Dort trifft er sich regelmässig zum «Bödeln» und «Gäuerlen» mit seinen Freunden. Ziel: das

Einstudieren möglichst abwegiger Verrenkungen (oder «Spargimenten», wie Elias sagt), mit denen ein schönes Mädchen umworben werden soll.

Nach Stefan Schwieterts Jodlerfilm «Heimatklänge» (2007) kommt mit «Bödälä – Dance the Rhythm» (Kinostart: 25. Februar 2010) sein schwofendes Pendant in die Schweizer Kinos. Die Regisseurin Gitta Gsell stammt zwar aus Zürich, doch wie schon bei Schwietert – oder auch bei Thomas Lüchingers «Johle und Werche» – ist bei ihr das Toggenburg der eigentliche (Bretter-)Boden des Films. So lernen wir beim Trainieren fürs nächste Preisbödeln nicht nur Elias Roth, sondern auch Claudia Lüthi kennen. Sie ist eine Bödelerin der jungen Generation und war gleichzeitig die erste Frau der Region, die in die Männerdomäne vorsties. Das war recht mutig, wie man sich vorstellen kann. Doch wenn auch heute noch ein paar Puristen die Nase rümpfen, sie konnte gar nicht anders. Ihr Ex-Freund, ein Innerschweizer Preisbödeler, hatte sie zum Steptanz gebracht und ihr dort entscheidend zugezwinkert. Nun lebt sie wieder im Toggenburg und führt dort einen Coiffeursalon. Daneben ist sie Mitorganisatorin des Bödeler-Wettbewerbs im Tal.

«Bödälä – Dance the Rhythm» beginnt und endet als urchiger Tanzfilm – dazwischen zeigt er, wo sich die Schweizer Volkstänze mit ihren ausländischen Verwandten berühren. Gsell porträtiert die Berner Künstlerin Ania Losinger

und den Bieler Lukas Weiss, der seit Jahren als professioneller Steptänzer durch Galas, Shows und Firmenanlässe tingelt. Während Losingers Steptanz-Variationen aus dem klassischen Flamenco entstanden, kam Weiss vom amerikanischen Steptanz zum Bödeln. Beide experimentieren heute vor allem mit dem Steppuntergrund. Losinger baute ihren Holzboden zu einem überdimensionalen Xylophon um, Weiss variiert mit Sandboden und Metallplatten. Beide benützen den Tanz als Kommunikationsmittel – Losinger musikalisch-meditativ, Weiss konkret und perkussiv. Den dritten, vermutlich vergnüglichsten Exkurs des Films bestreitet Gitta Gsell mit der Aargauer Hotelfachfrau Sabrina Wüst. Mit viel Drill hat sich die junge Frau für die Weltmeisterschaft im Irish Dance qualifiziert – obwohl der Arzt seine Bedenken hatte. Nun reist sie mit ihrer Trainerin nach Belfast, um vor der Kommission ihre Steppnummer zu absolvieren. Wie es die Tradition will, muss sie sich hierzu in einen engen Kombi zwängen und eine Perücke aufsetzen. Dann gehts ab in den Sammelraum, wo Dutzende weitere Kandidatinnen im selben Outfit auf ihre Nummer warten. «Natürlich ist es schlimm, dieses Teil auf dem Kopf zu tragen», sagt die Athletin. Doch wer wie sie «bis achtzehn oder neunzehn weder Jazz noch Ballett noch sonst etwas» getanzt hatte, dem kann das egal sein – sie hats geschafft, gerade noch so, eine Tänzerin zu werden. ♦

FORWARD

Endlich: Anti-Folk aus der Ostschweiz.

Plötzlich tauchten **Thomaten und Beeren** vor gut anderthalb Jahren aus irgendeinem grossen Suppentopf auf, in dem es schon länger geköchelt haben muss. Mit ihrem zusammengestiefelten Internetauftritt mit einigen lustigen kleinen Songs und einem Dada-Namen, der in der doch eher ernsthaften St.Galler Musikszene aufhorchen liess, war sofort klar, dass es die beiden auf die unverkrampfte Art verdammt ernst meinen. Mit einem Namen notabene, der in Zukunft den einen oder anderen Veranstalter noch fast zur Verzweiflung treiben sollte mit dem verflixten h im Nachtschattengewächs.

Gitarrist Ben Stokvis setzte in einer Nacht-und-Nebel-Aktion seinen Vornamen und den seines Mitmusikers Thomas Kuratli zum eigenwilligen kulinarischen

Schmaus zusammen und das war es dann. In den Presstext schrieben die beiden, sie würden Rumpelkammerpop machen und wenn man das alles hört, den Namen, die todernste Selbstironie, und sieht, mit welcher Liebe sie sich ihr Universum zusammenbasteln, erinnert es stark an Manuel Stahlberger und sein Vokabular. Im Nachhinein erscheint unausweichlich, dass sich die drei kennenlernten. Als nämlich Ben, der sich damals in Rorschach zum Lehrer ausbilden liess, Stahlberger für einen Benefizanlass an der Schule engagierte, war der Funke zwischen den beiden schnell gesprungen, und als Stahlberger und Band einen Tontechniker brauchten, riefen sie Ben an. Mittlerweile gehören Thomaten und Beeren fix zu Stahlbergers Crew: Sie fahren den Bus, helfen Tragen, Ben mischt den Ton, Thomas macht das Licht, Thomaten und Beeren traten als Vorband auf und standen auch schon zu dritt als Herr

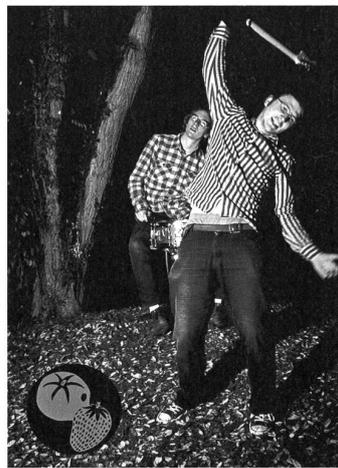


Bild: pd

Mäders Thomaten-und-Beeren-Eintopf auf der Bühne.

Mittlerweile sind die Songs des Duos ein bisschen raffinierter und man wünschte sich beim Hören Lagerfeuer in der Multergasse, hoppelnde Hasen im Stadtpark und Tassen voll Schnaps im Migrosrestaurant. Über den Stückchen liegt die Melancholie der fehlenden Weite, der liebe-

voller Schabernack, Countrygitarren und nach wie vor der Rumpelrhythmus entgegengesetzt wird.

In Kürze taufen Thomaten und Beeren in der Grabenhalle ihre erste CD «So nicht, Helen». Helen übrigens sei eine alte Bekannte von Ben, die an einem Konzert lieber mit Stahlbergers Bassisten als mit Ben redete, so die Legende. Alles hängt zusammen im grossen Suppentopf von Thomaten und Beeren, in dem auch Sebastian Bill und Lolo aka Silent Bass hocken. Die haben natürlich auch ihren Auftritt an der Plattentaufer und der DJ heisst, wie könnt's anders sein, Mäder. (js)

GRABENHALLE ST.GALLEN.

Samstag, 13. Februar,
20.30 Uhr.

Mehr Infos: www.grabenhalle.ch

PRESSWERK

von RENÉ SIEBER

PLATTE DES MONATS

Get Well Soon.



Eine weihnächtliche Reise in die neuen Bundesländer brachte mich auch ins «Tal der Ahnungslosen» und in die schöne, barocke Stadt Dresden. Im Gegensatz zu den Museen und Kirchen war der angeblich beste Plattenladen der Stadt eine herbe Enttäuschung. Zum Glück hatte ich mich zuhause mit Hörbüchern und einer älteren CD von Michaela Melián eingedeckt. Und mit der zweiten Platte von Get Well Soon, die so zum Soundtrack dieses Trips wurde. Vor genau zwei Jahren schaffte der Oberschwabe und Wahlberliner Konstantin Gropper mit seinem ambitionierten Debütalbum «Rest Now, Weary Head! You Will Get Well Soon» eine mittlere Sensation. Nicht minder ehrgeizig ist nun der Nachfolger «Vexations» (TBA). Der Titel, zu Deutsch «Ärgernis», greift zurück auf ein Pianostück des Franzosen Erik Satie, einem schillernden Avantgardisten im Paris der Zwanzigerjahre. Gropper befasst sich auf seinen vierzehn neuen Songs mit dem Stoizismus. Jene philosophische Richtung also, die empfiehlt, durch emotionale Selbstbeherrschung sein Los akzeptieren zu lernen. Glücklicherweise braucht man sich mit diesem konzeptionell-theoretischen Überbau nicht notgedrungen zu beschäftigen, sondern darf sich auch als Nicht-Philosoph an der Musik erfreuen. Und diese ist um keinen Deut weniger bombastisch, opulent und quasi-symphonisch ausgefallen als

auf dem Debüt. Der 27-Jährige hat sich zu melancholischen, fast düsteren Songs mit einem Hang zum Dramatischen inspirieren lassen und diese mit einer orchestergrößen Besetzung eingespielt. Im wunderbar schwelgerischen «Red Nose Day» erklingt im Hintergrund eine weibliche Opernstimme. Im anschließenden Höhepunkt «5 Steps / 7 Swords» lässt Get Well Soon dann allen Gefühlen freien Lauf. Was in der Philosophie vielleicht funktioniert, geht in der Musik nicht unbedingt auf. Von «emotionaler Selbstbeherrschung» kann man in Bezug auf «Vexations» nicht sprechen. Diese Platte ist ganz grosses Kino und entführt zum hemmungslosen Traurigsein. Das irgendwann kurioserweise glücklich macht.

MEISTER-QUARTETT

Tocotronic.

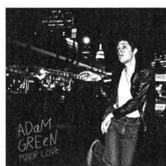


Was für ein kompromisslos happiger Beginn: «Eure Liebe tötet mich». Tocotronic-Mastermind Dirk von Lowtzow beschwört die domestizierende und zerstörerische Kraft der Liebe. «Als Subjekt wird man in unserer Gesellschaft viel stärker durch Liebe und Zuneigung kontrolliert als durch staatliche Regeln», meinte er unlängst in einem Gespräch. Eine explosive Aussage in einer Zeit, in der das Sicherheitsdenken, eine allgegenwärtige Angst, die Krisenbewältigung und der Horror vor Terror und Fremdenhass unser Leben mehr und mehr in ein unwirtliches Dasein führen. «Schall & Wahn» (Universal) ist nach «Pure Vernunft darf niemals siegen» (2005) und «Kapitulation» (2007) das letzte Album der «Berlin-Trilogie» und ein

entfesselter Aufbruch in ein neues Jahrzehnt. In zwölf leuchtenden Liedern entwirft das Meister-Quartett eine infernalische Welt. Eine der Stärken der Hamburger ist die Tatsache, dass sie selbst aufgestellte Regeln immer wieder hinterfragen. Sie lieben es, schelmisch zu verneinen, was ihnen eben noch hoch und heilig war. «Im Zweifel für den Zweifel / Das Zaudern und den Zorn / Im Zweifel fürs Zerreißen / Der eigenen Uniform», singen Tocotronic in einer streicherumflorten Ballade, einem der stärksten Songs der CD. «Im Zweifel gegen Zweisamkeit / Und Normativität». Gerade hier wird überdeutlich, dass Dirk von Lowtzow ein grosser Anhänger des österreichischen Schriftstellers Thomas Bernhard ist. Dessen Art der Radikalisierung, Zuspitzung und Übertreibung hat ihn immer fasziniert und findet sich auf «Schall & Wahn» an vielen Stellen. Penibel in der Form, schlampig im Inhalt: Tocotronic finden, Lyrik in der Rockmusik sollte phonetisch gut funktionieren. Denn diese lese ja niemand; diese sei zum Hören da. Ich habe sie trotzdem gelesen und mich gerne im Dickicht der subversiven Texte verirrt. Persönlich finde ich «Kapitulation» das bessere, abwechslungsreichere Album. Auch musikalisch. Von Lowtzow wäre das schnurzegal. «Keine Meisterwerke mehr», fordert er ernsthaft. Aber der bunte Blumenstrauß auf dem Cover? Mehr Ironie war selten.

SCHLITZOHRE DES MONATS

Adam Green.



Der veritable Herzensbrecher sass im September 2007 auf der Palace-Bühne in St.Gallen. Reich-

lich angetrunken erzählte er eine Anekdote von der Erotik-Messe in der Stadt, machte sich lustig. Derjenige Everbody's Darling der Indie-Gemeinschaft, der mal hochstapelte: «Alle Mädels, die Sex mit mir haben wollen, sollen sich in die erste Reihe stellen, wenn meine Tour bei euch losgeht.» Adam Green liebt das Provozieren vielleicht noch mehr als abartige Sexpraktiken. Das Schlitzohr mit dem Superstar-Status hat aber das Lachen zumindest kurzzeitig verlernt, als er seine langjährige Freundin ehelichte und kein Jahr danach die Scheidung folgte. So ist «Minor Love» (Musikvertrieb), das sechste Werk des New Yorkers, naturgemäss ein Liebesleid-Album geworden. Jedoch glücklicherweise eines, auf dem sich Adam Green wieder an seine alten Tugenden erinnert. Ganz ohne Bombast und grosse Gesten, ohne Zwangsblödeleien und aufgesetzten Nonsens präsentiert er sich mit vierzehn Kurzsongs in 31 Minuten von einer Seite, die man noch zu Zeiten von «Friends Of Mine» (2003) und «Gemstones» (2005) an ihm kannte. Eine musikalische Entschlackung, die seine neue Kurzhaarfrisur optisch unterstreicht. Alle Songs hat Green komplett im Alleingang eingespielt (Gitarre, Bass, Schlagzeug, Orgel) und sich einerseits am minimalistischen Garagenrock von Velvet Underground (im wunderbaren «What Makes Him Act So Bad»!), andererseits aber auch am Schaffen von Leonard Cohen und Serge Gainsbourg («Boss Inside», «Don't Call Me Uncle») orientiert. «Minor Love» hat einen für Green typischen, hier auf die Spitze getriebenen, müden Charme, der seinen neuen Songs sehr gut steht. Ach, die armen Künstler: Wenn sie am Leben leiden, schreiben sie oft ihre besten Sachen. ♦

SIEBERS FEBRUAR-PODESTLI:

1	 Stereolab «Emperor Tomato Ketchup» (1996)	4	 Talk Talk «It's My Life» (1984)	7	 Kasabian «West Ryder Pauper Lunatic Asylum» (2009)
2	 Michaela Melián «Baden-Baden» (2004)	5	 Tocotronic «Schall und Wahn»	8	 Adam Green «Minor Love»
3	 Get Well Soon «Vexations»	6	 Charlotte Gainsbourg «IRM» (2009)	9	 Mary J. Blige «Stronger With Each Tear» (2009)

Naturmuseum St.Gallen
Sa 27. / So 28. Februar 2010

Natur- und Tierfilmfestival

**17 preisgekrönte Filme des Internationalen
Natur- und Tierfilmfestivals «Naturvision»**
Programminfo: www.naturmuseumsg.ch

Wer Kultur hat, wirbt im **Kulturpool**

www.kulturpool.biz

Auflage:
196'901 Exemplare

Leserschaft:
260'000 Personen

Die Grossräume
Basel, Bern, Luzern,
St. Gallen und
Liechtenstein in
einem Pool: Die
Programmzeitung,
die **Berner Kultur-**
agenda, das **Kultur-**
magazin, **Saiten** und
das **KUL** sind die
wichtigsten Kultur-
zeitschriften mit
der umfassendsten
Ausgeh-Agenda in
ihrer jeweiligen
Region.

Wir beraten Sie gerne:

Verlag Saiten • Blumenbergplatz 3, Postfach 556 • 9004 St. Gallen
T 071 222 30 66 • F 071 222 30 77
verlag@saiten.ch • www.saiten.ch

TANKSTELL

Bar / Teufenerstrasse 75 / 9000 St. Gallen

Neueröffnung
Sa. 6. Februar 2010

ab 14.00 Uhr Kaffee & Kuchen,
anschliessend Barbetrieb mit
Musik und DJ bis 03.00 Uhr

Neue Öffnungszeiten:

Do. 17.00 Uhr – 24.00 Uhr

Fr. 17.00 Uhr – 03.00 Uhr

Sa. 14.00 Uhr – 18.00 Uhr

21.00 Uhr – 03.00 Uhr


APPENZELLER BEER